

Abend-



Zeitung.

Zwe und dreißigster Jahrgang.

48.

Donnerstag, am 30. November 1848.

Politische Wahrheiten.

Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß die Pflanzen ihre Gipfel dahin tragen, woher ihnen das meiste Licht und die größte Wärme zuströmt. Dies trifft auch mit den Häuptern und Herzen der Völker zu. Sie wenden Beides von dem Ort fort, wo man ihnen mit Finsterniß und Kälte entgegen kommt. Vielen Menschen, deren Gesichtskreis eng ist, sind die neuen Ideen zuwider; werden sie darum vernichtet? Was sind überhaupt diese Ideen? Es sind die Interessen dessen, was unser Jahrhundert von den frühern Zeitaltern der Sklaverei und der Völkerunterjochung merklich unterscheidet; da uns diese die Morgenröthe einer bessern Zukunft andeutet. Das ganze Geheimniß der Zeichnung unserer Zeit liegt nicht dort, wo es Thoren und Selbsttäuscher aussuchen wollen, sondern einzig und allein darin, daß die Verstandesmenschen nicht länger durch die Beamtenwillkür beherrscht, im Gegentheil nach vernünftigen, vom Volke ausgegangenen Gesetzen regiert sein wollen. Wollen wir diese Willensrichtung erklären und anschaulich geben, so dürfen wir nur auf die Geschichte des einzelnen Men-

schen einen Blick zurückwerfen. Sobald das Kind das Knabenalter erreicht, so duldet es keine Fessel, kein Gängelband mehr, aber es lernt, auf den bloßen Ruf gehorchen. Wird der Knabe zum Jüngling, so läßt er sich durch Empfindungen leiten; wird dieser Mann, so fordert er Vernunftgründe. — Sobald also der aktive Theil der Menschheit in Bildung des Verstandes, in Bildung des Geistes zur Männlichkeit reifte, mußte Vernunftmäßigkeit in Allem, was man von ihm fordert, sein Augenmerk werden. Will man das Bedürfniß eines Volkes kennen, so höre man auf die öffentliche Stimme und Meinung, welche sich durch die Gebildeten, d. h. durch die nicht Unwissenden, in derselben kund giebt. Nicht in den Kabinetten der Minister, nicht an Höfen, nicht in diplomatischen Salons ist das Bedürfniß der Nation zu erkennen. Ebenso wenig steht es in philosophischen Systemen oder in alten Geschichten und Hauspostillen. Die Ansicht Vieler, daß es um die öffentliche Meinung nichts sei, diese vielmehr bloß mit den Farben wechsle, mag denen verziehen werden, die Volksgunst und Böbelgeschrei mit öffentlicher Achtung und Meinung für eines halten, die alle Handlungen und Gesinnungen der Staatsbürger aus augenblicklichen, selbstjüchtigen

Interessen hervorgehend betrachten, die, mit einem Worte, an die Uebermacht sittlicher und rechtlicher Prinzipien nicht glauben. — Alles, weil sie selbst nicht von diesem, wohl aber lediglich von zeitlichen und egoistischen Zwecken geleitet werden, gewöhnt, das Recht in der Gewalt des physisch Stärkern, alle Sittlichkeit in der Befriedigung des Strebens nach solcher Gewalt, bei dem der Zweck die Mittel heiligt, zu finden. Und sie mögen sich in dieser Angelegenheit oft noch dadurch bestärkt sehen, daß sie an ihrer eigenen Gesinnung und Handlungsweise in nicht gar großen Zeiträumen einen Wechsel wahrnehmen, der sich nach Staatszeiten und Machthaberstimm richtet, wie der Kleiderwechsel nach Jahreszeiten! — Warum muß Jeder, der eine gesetzliche Ordnung will, die verpesteten Anhänger der absoluten Gewalt bekämpfen? Weil die Erhaltung der Fortdauer der Letzteren darin besteht, daß sie dieselbe Freiheit auch den Vollstreckern ihrer Befehle einzuräumen genöthigt ist. — Laune, Willkür, Raub- und Bereicherungssucht steigen dann, — wie uns die Erfahrung satzsam gelehrt — von den Anführern bis zu den Untergeordneten herab, und endlich glaubt jeder Soldat und Polizist einen Freibrief zur Unterdrückung zu haben. Ganz verschieden ist dagegen die konstitutionelle Gewalt! Da wo sie wohl organisiert ist, können die momentanen Träger der Macht, vom Minister bis zum Dorfschulzen hinab, nicht ihrer Leidenschaft sich überlassen, ihren Willen dem der Volksgesetze unterschiebend, ohne sich der Gefahr auszusetzen, zur Verantwortlichkeit und Strafe gezogen zu werden.

Das Feldgeschrei der Anhänger der absoluten Gewalt ist: „Blut und keine Gesetze! — das der konstitutionellen hingegen: „Gesetze und kein Blut!“

Schriftsteller, welche den, nur noch am seidenen Faden hängenden, Absolutismus gern an den Anker der Unendlichkeit knüpfen möchten, haben nichts als einige Gewandtheit, auf dünnen, abgemähten politischen Wiesen mit scheinbarem Wohlbehagen hin- und herzugrasen und den Leuten immer und ewig die abgeschmackten Märchen wieder vorzusingen, womit man die Völker, als sie noch Kinder waren, in den Schlaf gelullt,

die aber jetzt, da sie politisch reif sind, nur Unwillen oder Lachen erregen.

Von einem Manne, bei dem sich einige Bildung voraussetzen läßt, kann man dreist behaupten, daß er nicht bona fide handelt, wenn man ihm dem Despotismus, dem Aberglauben, dem finstern Pfaffenthum, der Geistesknechtschaft noch in unsern Tagen das Wort reden siehet.

Das ist der Grund, warum ein solcher Mann keine Achtung einflößt: denn wer aus Egoismus oder Selbstsucht oder um eines schnöden Lohnes willen an der gerechten Sache der ganzen Menschheit zum Verräther wird, der begeht einen Hochverrath, durch welchen er sich schwer an seinem eigenen Geschlechte versündigt!

Jus populi, jus dei.

M.

Das Spießbürgerthum.

Doch der ärgste aller Segner
Ist — das Spießbürgerthum.

In der seit dem Frühlinge bestehenden Revolutions-Entwicklung war die Politik unser tägliches Brot, das wohl gebacken, aber nicht nahrhaft genug dem gesunden Menschenmagen zusagte; in überstürzter Eile wurde der politische Teig im frischen Backtrog eingerührt, ohne gehörig gedungen zu haben. Schnell haben wir als politische Bäcker ein jeder nach seinem Gutdünken Broilaike gemacht und sie eben so rasch in den erhigten Backofen der neuen politischen Werkstätte gesetzt, und als wir sie herausgezogen, siehe: die einen waren wenig, die andern wieder dürr gebacken. So beschaffen war Anfangs die aus unserer unreifen Ueberlegung hervorgegangene Beleuchtung unserer politischen Lebensfragen. — So der Stand unserer freien Presse.

Ein Theil der politischen Schriftführer hat sich überstürzt auf dem regelmäßigen Gange der politischen Volksbildung; er selbst war wohl einsichtsvoller und weiter hinzielender als es eben die Zeit verlangte, aber das Volk war noch unmündig, es verstand oder mißverstand gar in dem drängen-

den Zeitlaufe die Absichten seiner überspannten Bildner nicht, und so ist es in ein ungestümes Brausen mitgestürzt worden. Ein anderer Theil der politischen Schriftführer hat wieder die heiligen Rechte des Volkes und deren gerechte Bewahrung nicht begriffen; ihr Sinn war noch allzusehr von den absolutistischen Formen des langjährigen Schlafes umnebelt: sie selbst wußten nicht mit sich zu Rathe zu gehen und übernahmen doch die schwere Pflicht, sich als Lehrer des Volkes an die Spitze der allgemein politischen Gährung zu stellen. So wurden die heilsam sein sollenden Evolutionen zu furchtbaren revolutionären Ausbrüchen gemacht; denn hinter den beiden Parteien der Presse standen Heere von Gleichgesinnten, die selbst unter einander keine Einigkeit zu erzielen vermochten.

Wohl sind bereits viele Mängel der Unmündigkeit des Volkes durch das gerade Wort der freien Presse abgeschafft und wir können mit Freuden behaupten, daß die Zahl der wohlgestalteten Preßgeburten die ihrer Mißgeburten weit überwieget und stüzet uns auf das: Propter malum minus non est obliviscendum majus bonum* — was aber noch heute als ein Grausen erregender Dämon im Leben des Volkes einherschreitet, was noch so mächtig in allen Klassen des Volkes der vollständigen Entwicklung desselben im Wege steht: ist das Spießbürgerthum mit all' seiner Dummheit, mit seinem ganzen egoistischen Materialismus und der eines freien Mannes unwürdigen Bequemlichkeit und der Zurücksetzung des Geistes hinter das Wohl des Körpers. Alles was wir bisher in die Riste des Aristokratismus, Bürokratismus und der reaktionären Partei mit all' ihren conservativen Umtrieben eingetragen, mündet in den Schlammquell der spießbürgerlichen Tendenzen.

Das Spießbürgerthum, um es kurz zu definiren, ist ein feindliches Streben gegen allen die Geistes- und Körperkräfte in Anspruch nehmenden Fortschritt, dessen größtem Theile das Unwissen zu Grunde liegt. Das Spießbürgerthum hat in jetziger Zeit schon mehrentheils bloß stumme Ver-

* Des mindern Uebels wegen darf man nicht das größere Wohl vergessen.

fechter, die wie Fledermäuse das Licht scheuen und so im Trüben ihre frech gesponnenen Netze in die Bogen der Volksbewegung auswerfen, um nach ihrem Geschmacke zu fischen.

Wie ein Wurm die Erde, so sucht ein Spießbürger das System unserer neuen Zustände zu untergraben: dagegen müssen wir uns jedoch mit aller Kraft, die uns inne wohnet, auflehnen. Wir müssen fechten mit ihm, dem Feinde der Menschheit, die stufenweise zu dem erhabensten Staatszustande fortschreiten soll, fortschreiten muß. Wir müssen stets unsere Verwahrungsidee aufbauen, daß wir nicht wollen zurückgeführt werden in das Geleise der alten Herrschaft: „Das ist unser Wille, und diesem mächtigen Willen stemmt sich entgegen der bloße Sinn des Spießbürgers, der dem Absolutismus deswegen die Hand reicht, weil er seiner Bequemlichkeit, in der er friedlich seinen Bruder in Sklavenbande schlagen kann, vollkommen entspricht.“

Zimmer noch stellt sich des Spießbürgers Krämerdummheit, die verrosteten Wohlfahrtsansichten von vergangenem Besseren dem gesunden, kernigen Bürgerfinne entgegen, und während sich in unserem freien Staate das Recht des Volkes, dessen Rechtschaffenheit, Gemeinfinn und Bildung in Eintracht vereinigen, auf daß sie wahre Freiheit gründen, wagt es noch stets das Spießbürgerthum dieser Grundlegung des Wohles der Nation durch seine gleisnerischen Schandumtriebe entgegenzustreben — und wir müssen es frei bekennen, daß sich die Repräsentanten desselben in dem Adel, der Hierarchie und zum Theile in den Staatsbürgern selbst befinden, deren Exekutivgewalt sie noch stets in der Soldateska begründen. Wir sehen, daß jetzt ein Schatten des Faustrechtes aus dem Mittelalter zwischen uns einherschleicht: das so innig mit dem Spießbürgerwesen verbrüdert ist.

Lassen wir uns nicht beirren! Der Absolutismus hat keinen besseren Verehrer als den Spießbürger! — Der Freiheit droht kein größerer Feind! — Die Kamarilla mit der ganzen aristokratischen Rückschrittpartei kann, muß bezwungen werden, wenn ein freier Gemeinfinn unter Staatsbürgern als Verfechter der Freiheit obwaltet: der spießbürgerliche Sinn legt sich jedoch von

selbst die Sklavenfesseln an. — Ist es nöthig, noch weitere Beweise anzuführen? — Erinnern wir uns an die traurigen Lunitage in Frankreich (der Republik —!), wo die unreine Politik der engbrüstigen Bourgeoisie einen Verderben bringenden Sturm heraufbeschwor, zu welchem Ziele sie eine Militär-Diktatur herbeirief. — Das sind die Erfolge des verruchten Spießbürgerwesens! So weit reicht seine gewaltige Frechheit! —

So lange also dieser Feind nicht vertilgt wird, so lange der Verstand mit freier Bildung die Hauptrolle auf der Bühne der politischen Staatsangelegenheiten nicht einnehmen wird, so lange das Spießbürgerthum aus unserer Mitte nicht ganz verbannt wird: „So lange wird unsere Demokratie eine einseitige — ja sie wird eine bloße Fabel.“

Podebradsky.

Das gefürchtete Proletariat!

(R.) Proletariat! ist eines der vielen in unserer bewegten Zeit gangbar gewordenen Wörter, es ist bei Vielen ein schreckenerregender Begriff geworden. — Seht doch ihr Proletarier! welche wichtige Rolle ihr in der politischen Bewegung eingenommen! Früher hat man sich gar nichts um das Proletariat gekümmert, seine moralische und physische Existenz dem Zufall und der Speculation überlassen, und nun zu der Ehre gelangt, daß ein eigenes Ministerium seine Angelegenheiten regeln und leiten solle, wird es als ein Unthier verschrieen. — Wo nur eine Bewegung im Interesse der Freiheit sich kund gab, war überall das Proletariat mit erwähnt, und Raub und Plünderung in Aussicht gestellt; — gleichsam, als sollte jedem Besitzenden die so ersehnte Freiheit als der schrecklichste der Schrecken verhaßt gemacht werden. — Anarchie und Communismus sind die bitteren Tropfen, die man in den Nektar tröpfelt; und wahrhaftig, es hat bei Vielen gewirkt!

Wäre ich ein Proletarier, ich würde mich im Namen meiner Kollegen feierlichst verwahren, daß

man das Proletariat und raubsüchtiges Gefindel vielseitig für identisch hält. — Der bessere Rock giebt seinem Träger nicht das Recht, jeden, welcher einen fadenscheinigen oder geflickten Rock trägt, zum Böbel zu rechnen.

Leider ist es nicht zu leugnen, daß im Verlaufe der politischen Bewegung bedauerliche Excesse und Schandthaten vorgekommen sind, bei denen auch Proletarier theilhaftig waren.

Ich will Niemanden, der sich bei solchen Scenen der Rohheit theilhaftig, entschuldigen, obwohl der meist durch die mangelhafte Erziehung verwahrloste Proletarier eher zu entschuldigen wäre; — doch nimmer kann ich es gerecht finden, wenn man von dem Proletariat im Allgemeinen stets nur Diebstahl, Raub und Plünderung unter allen Formen entmenschter Rohheit fürchtet.

Warum soll nur immer der arme Proletarier, jetzt in einer bedauerungswürdigeren Lage als je, von der Dessenlichkeit gebrandmarkt werden. Gab und giebt es nicht noch unter allen Ständen Individuen, welche lange Finger haben, deren Eingriffe in der Menschheit Wohl und Habe um so gefährlicher sind, als sie unter dem scheinbaren Schutze des Rechtes auf allen Wegen der Intrigue jede Vertheidigung erschweren oder unmöglich machen. —

Und wenn ich mich am Ende frage: wo hat das Proletariat so fürchterlich geplündert und gehaust? — so lese ich fast immer in der verbindenden Art: „es hätte,“ — „es wäre dazu gekommen“ — wenn nicht die ganze Bewegung oder Insurrection schnell unterdrückt worden wäre“ und dgl. — Wer aber hat das Recht, diese Klasse von Menschen, ohne auf Thatsachen sich stützen zu können, im Allgemeinen so verunglimpfen, so schänden oder entehren zu dürfen. —

Wer es thut, beschwört am Ende noch den bösen Dämon; denn wenn das arme, ohne sein Verschulden meist ungebildete Proletariat sich so im Allgemeinen seiner Ehre, für die wohl das Herz in seiner schlecht bedeckten Brust ebenso wie das in der besternten Brust schlagen darf, beraubt sieht, so dürfte er sich einstens dafür bitter rächen! —

(Constitutionelle Stg. v. Böhmen.)

A. Thiers: Das Eigenthum.

III.

Von der Allgemeinheit des Eigenthums, daß das Eigenthum eine allgemeine, zu allen Zeiten und in allen Ländern beständige Thatsache ist.

Da man die Beobachtungsmethode für die moralischen sowohl als physischen Wissenschaften als die allein stichhaltige anerkannt hat, muß ich also zuerst die menschliche Natur untersuchen in allen Ländern, zu allen Zeiten, in allen Graden der Civilisation, und überall finde ich das Eigenthum als eine allgemeine, universelle Thatsache, die keiner Ausnahme unterliegt.

Die Publicisten wollten im letzten Jahrhunderte zwischen dem Zustande der Natur und dem der Bildung unterscheiden, und gestielen sich in dem Erdichten einer Epoche, wo der Mensch in den Wäldern und Wüsten herumirrt, und keiner bestimmten Regel gehorcht, und einer anderen Epoche, wo die Menschen sich in Gesellschaften vereint, und durch Verträge, die man Gesetze nennt, verbunden hatten. Man bezeichnete mit der Benennung des Naturrechtes die in dem ersten Zustande vorausgesetzten Bedingungen, mit der Benennung der bürgerlichen Rechte die in dem zweiten Zustande vorhandenen, wirklichen Bedingungen. Das ist eine reine Hypothese, denn nirgends wurde der Mensch isolirt entdeckt, selbst nicht unter den rauhesten, viehischsten Wilden Amerikas und Spaniens. So wie es Thiere giebt, die — vom Instinkte geleitet — in Heerden leben, wie die Gras fressenden, die zusammen weiden, während die Fleisch fressenden Thiere vereinzelt leben, um ohne Nebenbuhler ihre Beute zu erjagen, ebenso wurde der Mensch immer in Gesellschaft bemerkt. Der Instinkt, das erste und älteste Gesetz, nähert ihn seines Gleichen, und macht ihn zum geselligen Thiere. Was würde er sonst, wenn es anders wäre, mit diesem vernünftigen Blicke machen, mit dem er befragt und antwortet, bevor er sprechen kann? Was würde er mit dem Geiste machen, der die Dinge erfährt, verallgemeinert und sondert; mit dieser Stimme, die sie durch Töne bezeichnet; mit dem Worte endlich, das Werkzeug seines Gedankens, das

Band und der Reiz der Gesellschaft? Ein so edel organisirtes Wesen, welches das Bedürfnis fühlt, mit seines Gleichen zu verkehren, kann nicht für das Alleinstehen geschaffen sein. Die traurigen Bewohner Oceaniens, die den Affen am ähnlichsten sind, unter allen Wesen, welche die Schöpfung uns zeigt, dem Fischfange hingegeben, am wenigsten unterrichtet unter allen Arten der Bildung, welche der Mensch nur besitzt, selbst sie sind immer zusammen gefunden worden, selbst sie leben in Gemeinschaft, und theilen sich durch rauhe und wilde Laute mit.

Immer hat man gefunden, daß der Mensch eine abgesonderte Wohnung hatte, und in dieser Wohnung seine Frau und seine Kinder; auf diese Weise bildeten sich die ersten Vereine, die man Familien nennt, welche zusammen wieder Gesellschaften oder Völkerschaften bildeten, die aus einem natürlichen Triebe sich gemeinschaftlich vertheidigten, wie sie gemeinschaftlich lebten. Betrachtet die Hirsche, die Rehe, die Gemsen, ruhig auf den schönen, gelichteten Flächen der Waldungen, oder auf den Höhen der Alpen und Pyrenäen weidend: wenn ein Lusthauch ihren so feinen Sinnen einen Ton zuführt, der ihnen gefährlich scheint, geben sie mit der Stimme oder dem Fuße ein Zeichen der Bewegung, die sich sogleich der ganzen Heerde mittheilt, und sie fliehen gemeinschaftlich, denn ihre Vertheidigung liegt in der wunderbaren Leichtigkeit ihrer Füße. Der Mensch, geboren zu schaffern und der Kanone zu trotzen, der Mensch wirft sich, statt zu fliehen, auf die mehr oder weniger vollkommenen Waffen, die er erfunden hat, drängt sich an seinen Nächsten, stellt sich dem Feinde entgegen, widersteht oder weicht, je nach der Richtung, die ihm vom geschicktesten, vom kühnsten unter allen Gliedern des Volksstammes gegeben wird.

Alle diese Akte wurden instinkartig vollbracht, bevor man über die Gesetze oder über die Künste geschrieben, bevor man über irgend etwas übereingekommen ist. Diese vom Instinkte gegebenen Regeln dieses Urzustandes, die allereinfachsten, allgemeinsten und nothwendigsten Regeln können wohl Naturrecht genannt werden. Das Eigenthum existirt also von diesem Momente an, denn man sah nie, daß der Mensch in diesem Zustande

nicht seine Hütte oder sein Zelt, seine Frau, seine Kinder, und einige Ueberreste seines Fischfanges, seiner Jagd oder der Erzeugnisse seiner Heerden, als Vorräthe für die Familie besessen hätte. Und wenn ein Nachbar aus frühzeitigem Instinkte der Feindseligkeit ihm einige seiner bescheidenen Güter, die seine Habe bilden, rauben will, wendet er sich an den stärkeren, gelenkigeren Häuptling, um den Alle sich während des Kampfes zu reihen gewohnt sind, verlangt von ihm Zurückstellung, Schutz, und dieser spricht das Urtheil nach den in diesem Volksstamme zur Entwicklung gekommenen Gerechtigkeitsbegriffen.

Man findet also bei allen Völkern, wie rauh sie auch seien, das Eigenthum anfangs als That- sache, dann als Idee, mehr oder weniger klar nach dem Grade der Bildung, zu dem sie gelangt sind, aber immer unveränderlich festgesetzt. So hat der wilde Jäger wenigstens das Eigenthum seines Bogens, seiner Pfeile und des getödteten Wildes. Der Nomade, der Hirte ist, hat wenigstens das Eigenthum seiner Zelte, seiner Heerden. Er hat noch nicht das Eigenthum des Bodens, weil er es noch nicht für gut befunden, diesem Besitze seine Anstrengung zu weihen. Aber der Araber, der zahlreiche Heerden auferzogen, betrachtet sich als den Eigenthümer derselben, und tauscht ihre Erzeugnisse aus gegen das Getreide, das ein anderer, schon auf dem Boden angeßedelter Araber anderswo demselben abgewonnen hat. Er mißt genau den Werth des Empfangenen gegen den Werth des Abgetretenen, er betrachtet sich als den Eigenthümer des Einen vor dem getroffenen Handel, als den Eigenthümer des Andern nach dem getroffenen Handel. Das unbewegliche Eigenthum ist noch nicht bei ihm vorhanden. Manchmal bloß sieht man ihn sich während zwei oder drei Monaten des Jahres auf einem Boden an- siedeln, der Niemandem gehört, ihn bearbeiten, Samen streuen, dann ernten, dann sich an andere Orte wenden. Aber während der Zeit, die er angewendet hat, diesen Boden zu bearbeiten, zu befruchten, um zu ernten, betrachtet sich der No- made als den Eigenthümer des Bodens, und er wird sich auf denjenigen mit seinen Waffen stürzen, der ihm die Früchte streitig machen wollte. Sein Eigenthum dauert nach dem Verhältnisse seiner

Arbeit. Nach und nach aber siedelt sich der No- made für immer an und wird Landmann; denn es liegt im Herzen des Menschen an seinem Haus- stand zu hängen, wie die Vögel ihre Nester und gewisse Biersüßler ihre Höhlen lieben. Der Mensch endigt damit sich einen Boden zu wählen, in Grundstücke zu theilen, worauf jede Familie sich festsetzt, arbeitet, es für sich und ihre Nachkom- menschaft bebauet. Ebenso wie der Mensch sein Herz nicht unter alle Glieder seines Stammes theilen kann, und das Bedürfniß fühlt, Frau und Kinder zu besitzen, die er liebt, pflegt, beschützt, auf die sich seine Befürchtungen, seine Hoffnungen, sein ganzes Leben konzentriert, ebenso bedarf er eines Feldes, das er bearbeitet, bebauet, nach seinem Geschmacke verschönt, mit Schranken um- schließt, das er seinen Nachkommen zurückzulassen hofft, bedeckt mit Bäumen, die nicht für ihn, sondern für sie gewachsen. So folgt auf das bewegliche Eigenthum des Nomaden das unbe- wegliche Eigenthum des Ackerbautreibenden Volkes; das zweite Eigenthum entsteht, und mit ihm, es läßt sich nicht läugnen, komplizirte Gesetze, welche die Zeit gerechter, voraussehender gestaltet, ohne das Prinzip zu ändern, Gesetze, die durch einen Richter und durch eine öffentliche Gewalt in An- wendung gebracht werden müssen. Das aus der ersten Wirkung des Institutes entstandene Eigen- thum, wird zum gesellschaftlichen Vertrage, denn ich beschütze ihr Eigenthum, damit sie das meinige beschützen; ich beschütze es entweder mit meiner Person als Soldat, oder mit meinem Gelde als Steuer, indem ich einen Theil meiner Einkünfte zur Unterhaltung der öffentlichen Gewalt weihe.

So ist der Mensch im Anfange sorglos, wenig an den Boden gebunden, der ihm seine wilden Früchte, oder zahlreiche Thiere zum Verzehren bietet; ohne daß er sich viele Mühe zu geben braucht, setzt er sich an die mit natürlichen Spei- sen beladene Tafel, wo für alle Platz ist; ohne Eifersucht, ohne Neid setzt man sich hin oder er- hebt sich und verläßt sie, um wieder zu kommen, wie zu einem Feste, das immer von einem frei- gebigen Herrn gegeben wird, und dieser Herr ist Niemand anders, als Gott selbst. Aber nach und nach findet der Mensch an seinen Speisen Ge- schmack; man muß sie erst werden lassen; er be-

ginnt sie hoch zu halten, weil sie mehr werth sind, weil er viel arbeiten mußte, um sie hervorzubringen. Er theilt also den Boden, hängt mit Liebe an seinem Theil, und wenn Nationen in Masse ihm denselben streitig machen, kämpft er ebenfalls als Nation; wenn in dem Innern der Stadt, wo er lebt, sein Nachbar ihm seinen Antheil abstreitet, wendet er sich an den Richter. Aber immer sind es zuerst sein Zelt und seine Heerden, dann sein Grundstück und seine Meierei, die nach und nach seine Neigungen anziehen und die verschiedenen Arten des Eigenthums bestimmen.

In dem Maße also, als der Mensch sich entwickelt, hängt er mehr an dem Besitze, er wird mit einem Worte mehr eigenthumsfüchtig. Im barbarischen Zustande ist er es kaum, im gebildeten ist er es leidenschaftlich. Man hat gesagt, daß die Idee des Eigenthums sich in der Welt schwäche. Es ist ein thatsächlicher Irrthum: sie regelt sich, begrenzt sich und befestigt sich, anstatt sich zu schwächen. Sie hört zum Beispiel auf, auf das angewendet zu werden, was nicht bestimmt ist, ein Gegenstand des Besitzes zu sein, wie der Mensch, und mit diesem Momente hört die Sklaverei auf. Es ist ein Fortschritt in den Ideen der Gerechtigkeit, es ist keine Schwächung der Idee des Eigenthums. So konnte zum Beispiel im Mittelalter der Herr allein das auf dem Boden Aller genährte Wild tödten. Wer heut zu Tage ein Thier auf seinem Grund und Boden trifft, kann es tödten, denn es hat bei ihm gelebt. Bei den Alten war der Boden das Eigenthum der Republik; in Asien ist er das des Despoten; im Mittelalter war er das des Lehnsherrn. Als man mit dem Fortschritte der Freiheitsideen dahin gelangte, den Menschen frei zu machen, so wurde es auch sein ihm Zugehörndes; man erklärte ihn zum Eigenthümer seines Bodens, unabhängig von der Republik, vom Despoten, oder vom Lehnsherrn. Von diesem Momente an ist die Konfiskation aufgehoben. Am Tage, wo man den Gebrauch seiner Fähigkeiten wieder gab, hat sich auch das Eigenthum mehr individualisirt, es hat sich dem Individuum mehr zu eigen gegeben; es wurde mehr Eigenthum als früher.

Nehmen wir ein anderes Beispiel. In dem Mittelalter, oder in despotischen Staaten trat

man dem Menschen nur die Oberfläche der Erde ab, aber man verlieh ihm nicht das Innere derselben. Das Recht, Minen zu graben, war ein Regal, das man für große Summen und nur für eine bestimmte Zeit Metall auszubeuten verpachtete. Mit dem Fortschritte der Zeit begriff man auch, daß das Innere der Erde, indem es der Schauplatz einer neuen Arbeit sein konnte, auch der Schauplatz eines neuen Eigenthums werden muß, und man hat das Eigenthum der Bergwerke festgesetzt, in der Art, daß es jetzt auf dem Erdboden zwei Eigenthumsrechte giebt, das des Landmanns auf der Oberfläche und das des Bergmanns in der Tiefe.

Das Eigenthum ist also eine allgemeine, universelle, im Wachsen begriffene, aber nicht abnehmende Thatsache. Die Naturforscher erklären, wie sie ein Thier sehen, daß wie der Biber oder die Biene, sich eine Wohnung erbauet, ohne Zögern, daß der Biber und die Biene mit dem Bauinstinkte versehen sind. Mit demselben Grunde können die Philosophen, die Naturforscher der menschlichen Gattung sagen, daß das Eigenthum ein Gesetz des Menschen, daß er für das Eigenthum geschaffen, daß es ein Gesetz seiner Gattung ist! Und es ist nicht hinreichend zu behaupten, daß es ein Gesetz der menschlichen Gattung sei, da es ein Gesetz aller lebenden Thiergattungen ist. Hat nicht das Kaninchen seine Höhle, der Biber seine Hütte, die Biene ihre Zelle?

Hat nicht die Schwalbe, die Freude unseres Klimas im Frühlinge, ihr Nest, das sie wiederfindet und nicht abzutreten wünscht; und hätte sie die Gabe des Gedankens, wäre sie nicht ebenfalls über die Theorien unserer Sophisten empört? Das weidende Thier lebt ruhig in seiner Heerde, wie die Nomaden der Wüste, auf gewissen Weideplätzen, die es nie verläßt; denn beim Thiere spricht sich das Eigenthum durch die Gewohnheit aus. Das fleischfressende Thier, der Löwe, kann, ähnlich dem wilden Jäger, nicht in einer Heerde leben, er würde sich nur schaden; er hat sein Gehege der Zerstörung, wo er allein wohnen will, und von wo er jedes andere Raubthier, das seine Beute theilen möchte, verjagt. Auch er würde, wenn er denken könnte, sich als Eigenthümer proklamiren. Und nun betrachten Sie, zum Menschen

zurückgekehrt, das nicht weniger als das Thier vom Instinkte geleitete Kind! Schauen Sie, mit welcher Naivität sich bei ihm der Hang zum Eigenthum offenbart! Ich beobachte manchmal ein junges Kind, den einzigen Erben eines beträchtlichen Vermögens, das schon begreift, daß es nicht mit andern Brüdern das Schloß wird zu theilen brauchen, wohin ihn seine Mutter jeden Sommer führt; das sich also bewußt ist, der alleinige Eigenthümer des schönen Ortes zu sein, wo seine Kindheit dahinfließt. Und trotz dem, will es, kaum angelangt, in diesem Schlosse einen Garten für sich haben, wo es Gemüse bauet, das es nicht genießen, Blumen, die es zu pflücken nicht denken wird, aber wo es der Herr ist, Herr eines kleinen Winkelchens der Herrschaft, bis sie ihm ganz allein gehören wird!

Nachdem wir zu allen Zeiten, in allen Ländern dem Menschen sich Alles zueignen sahen, was er berührt, zuerst Bogen und Pfeile, dann sein Land, sein Haus, seinen Palast, und endlich das Eigenthum als den nothwendigen Preis der Arbeit festsetzen, steht man nicht an, wenn man für den Menschen ähnliche Schlüsse zieht, wie Plinius und Buffon für die Thiere, zu erklären, nachdem man eine so allgemeine Verfahrensweise beobachtet hat, daß das Eigenthum ein nothwendiges Gesetz der menschlichen Gattung ist. Aber der Mensch ist kein gewöhnliches Thier, er ist König, König der Schöpfung, wie man ehemals gesagt hätte, und man macht ihm seine Rechte streitig. Doch man hat recht; man muß sie näher untersuchen. Eine Thatsache sagt man, ist kein Recht, auch die Tyrannei ist eine Thatsache, eine sehr allgemeine Thatsache. Man muß also beweisen, daß die Thatsache des Eigenthums ein Recht ist und diese Benennung verdient. Es ist übrigens schon viel, bewiesen zu haben, daß diese Thatsache in der Zunahme ist, anstatt abzunehmen, denn die Tyrannei schwächt sich und verschwindet, statt sich auszubreiten. Fahren wir jedoch fort und ihr werdet sehen, daß diese Thatsache die ehrbarste, die fruchtbarste unter allen ist, die würdigste ein Recht genannt zu werden, denn durch diese Thatsache hat Gott die Welt civilisirt, und den Menschen aus der Wüste in die Stadt, von der Grausamkeit zur Sanftmuth, von

der Unwissenheit zur Erkenntniß, von der Barbarei zur Civilisation geführt.

IV.

Von den Fähigkeiten des Menschen als unbestreitbares erstes Eigenthum und Urquell alles Andern.

Ich habe gesagt, das Eigenthum ist eine allgemeine Thatsache: unterwerfen wir diese Thatsache dem scharfen Urtheile des menschlichen Gewissens, und untersuchen wir, ob dieser Hang des Menschen sich anzueignen den Fisch, den er gefangen, oder den Vogel, den er erschlagen, oder die Frucht, die er werden ließ, oder den Boden, den er lange mit seinem Schweiße benetzt, ob dies von seiner Seite ein Akt der Usurpation, ein zum Nachtheile der menschlichen Gattung begangener Diebstahl ist.

Nehmen wir die Dinge bei ihrem Ursprunge, um nichts unausgebeutet zu lassen. Betrachten wir Anfangs alles an unserer Person, und zwar so nah als möglich. Meine Bekleidung liegt mir wohl nah; ich kann wohl, wenn ich sie gewebt oder Denjenigen, der sie gewebt, bezahlt habe, behaupten, daß sie mir gehört, denn die Kleidung, die mich vor Kälte und Wärme schützt, ist doch wirklich kein Uebermaß des Genusses, den man als dem Reste der Menschheit Nachtheil bringend betrachten könnte. Ich will aber die Untersuchung desjenigen, was mir gehört oder nicht gehört, noch viel näher beginnen, und ich bleibe gleich bei der Betrachtung meines Körpers und des ihn belebenden Principis stehen.

Ich fühle, ich denke, ich will: diese Empfindungen, diese Gedanken, diese Willensäußerungen beziehe ich auf mich selbst. Ich fühle, daß sie in mir vorgehen, und ich betrachte mich als ein von dem, was es umgiebt, getrenntes Wesen, unterschieden von dem weiten All, das mich abwechselnd anzieht und abstößt, mich entzückt oder erschreckt. Ich fühle wohl, daß ich mich in demselben befinde, aber ich unterscheide mich davon vollkommen; und ich vermische nicht meine Person weder mit der Erde, die mich trägt, noch mit den mir mehr oder weniger ähnlichen Personen, die sich mir nähern, und mit denen ich

manchmal versucht bin, mich zu verschmelzen, so theuer sind sie mir, wie meine Frau und meine Kinder. Ich unterscheide mich also von dem Ueberreste der Schöpfung, und ich fühle, daß ich mir selbst gehöre.

Mögen die Philosophen, indem sie der Realität unserer Erkenntnisse nachforschen, sich fragen, ob dieses Schauspiel des Universums wirklich ist oder nicht, ob Gott mit meiner Leichtgläubigkeit sein Spiel treibt oder nicht, indem er mich mit Bphantomen umgiebt, die mich zum Besten haben, und die nichts Reelles an sich haben: was bekümmert's den Gegenstand, den ich abhandle? Dieser Granitfels, gegen den meine Barke beinahe scheitert, dieses unbändige Roß, das sich auf mich stürzen will, wären sie auch weder Fels noch Pferd und nur ein eitles Bild, für die Wahrheit, die uns in Anspruch nimmt, haben sie immer denselben Gehalt! Ich glaube hinlänglich an den Granit, der meine Barke, an das Pferd, das meine Person bedroht, um mich abzuwenden, um auszuweichen: die davon zu erwartende Empfindung reicht hin, mich zu bestimmen. Ich nehme also das Schauspiel der Welt recht ernsthaft, und überlasse es den Metaphysikern, die Realität derselben zu bestreiten. Ich nehme meinen Platz in dieser Realität ein, und ich aneigne mir gleich anfangs meiner Person die von ihr empfundenen Gefühle, die von ihr gefällten Urtheile, die von ihr geäußerten Willensmeinungen, und ich glaube sagen zu können, ohne ein Tyrann oder ein Usurpator zu sein: Mein erstes Eigenthum bin ich, ich selbst. . .

Sobald ich diese Erkenntniß bewirkt habe, entferne ich mich ein wenig aus dem Innern, aus dem Mittelpunkte meines Seins, ich trete heraus, und betrachte, ohne allzuweit zu gehen, meine Füße, meine Arme, meine Hände. Ich bin da gewiß noch an der nächsten Grenze meines Wesens, und ich sage: Diese Füße, diese Arme, diese Hände gehören mir, sind unbestreitbar mein. — Man wird mir vielleicht die Pferde streitig machen, die mir ihre schnellen Füße leihen, den Raum zu durchlaufen. Man wird mir sie vielleicht im Namen des jeden Besitzes beraubten Menschengeschlechtes entführen wollen, indem man mir sagen wird, sie gehören nicht mir, sondern Allen. Es

sei, ich habe nichts dagegen. Aber es ist noch Niemandem eingefallen, mir zu sagen, daß meine Füße und meine Hände der Totalität der menschlichen Gattung angehören: ich würde es übrigens nicht glauben, und wenn man es auch noch so sehr ausspräche. Wenn jemand sie berührt, wenn jemand boshafterweise mir auf die Füße treten sollte, würde es mich aufbringen, und bin ich stark genug, stürze ich mich auf den Beleidiger, um mich zu rächen.

Diese Füße, diese Hände, diese verschiedenen Organe, die mich mit dem Universum in Rapport setzen, gehören also mir, das heißt, ich kann mich ihrer ohne Aufhör, ohne Skrupel, ohne Gewissensbisse, Anderer Gut zu besitzen, bedienen; ich denke nicht daran, sie jemanden abzutreten, außer ich will demjenigen beistehen, den ich liebe und dem der Gebrauch seiner Glieder geraubt ist. Aber jedenfalls vermenge ich sie nicht mit denen der Andern.

Jetzt fragt es sich, sind diese Füße, diese Hände, die mir zur Stütze und die nothwendigen Gegenstände zu ergreifen dienen, diese Augen, die mir zum Sehen dienen, dieser Geist, der mir dazu dient, alle Dinge zu unterscheiden, und sie zu meinem Vortheile zu benützen, sind diese mir gehörenden Füße, Hände, Augen und Geist denjenigen meiner Nächsten gleich? Gewiß nicht. Ich bemerke in meinen Fähigkeiten und in denen meiner Nächsten bedeutende Unterschiede, ich beobachte, daß die Einen in Folge dieser Verschiedenheiten im Glende oder im Ueberflusse leben, in der Unmöglichkeit sich befinden, sich zu vertheidigen, oder im Falle sind, die andern zu beherrschen.

Ist es in der That wahr, daß der Eine viel physische Kraft, der Andere sehr wenig besitzt? daß der Eine stark, aber ungeschickt, der Andere schwach, aber voll Intelligenz ist? daß der Eine wenig, der Andere viel zu thun im Stande ist? daß der Eine zu dem, der Andere zu jenem befähigt ist? Ist es wahr, ja oder nein, daß, wenn wir die überlieferten Ungleichheiten der Geburt und des Vermögens bei Seite setzen, von zwei Arbeitern in irgend einer Werkstatt, der Eine eine außerordentliche Geschicklichkeit, einen unermüdblichen Fleiß entfalten, drei oder vier Mal so

viel als der Andere gewinnen, seine ersten Gewinne zusammenlegen, und ein Kapital bilden kann, womit er nun seinerseits spekulirt, und vielleicht unermeßlich reich wird? Diese glücklichen physischen oder moralischen Eigenschaften gehören ihm doch gewiß. Man wird sie nicht ableugnen, und ohne einen Sprachirrtum zu begehen, sagen können, daß sie sein Eigenthum sind. Aber dieses Eigenthum ist ungleich, denn der Eine bleibt mit gewissen Fähigkeiten sein Leben lang arm, ein Zweiter wird mit gewissen andern reich und mächtig. Sie sind die wesentliche Ursache, daß der Eine wenig, der Andere viel hat.

Da haben wir nun die erste Gattung des Eigenthums, die nicht als Usurpation betrachtet werden kann: zuerst ich selbst, dann meine physischen oder intellektuellen Fähigkeiten, meine Füße, meine Hände, meine Augen, mein Gehirn, mit einem Worte meine Seele und mein Körper.

Es ist das erste unbestreitbare, untheilbare Eigenthum, auf das Niemand das agrarische Gesetz anzuwenden gedacht hat, worüber Niemand weder bei mir, noch bei der Gesellschaft, noch bei ihren Gesezen Klage geführt hat, wofür man mich beneiden, hassen kann, aber wovon man mir einen Theil zu rauben, um ihn Andern zu geben, nie denken wird, und für welches man nur mit Gott zanken kann, indem man ihn einen ungerichten, böshafsten, ohnmächtigen Gott nennt, Vorwürfe, über die er sich wahrscheinlich hinwegsetzt und gegen die ich nicht entsage, ihn vor dem Ende dieses Buches zu rechtfertigen.

Flotter Bursche und Philister.

(Fortsetzung.)

Der größte Triumph jedoch wurde Neunauge bereitet, als offenkundig wurde, daß die Verbindung wegen seiner drei „Propatria-Scandalier“ auszufechten habe. Das schmeichelte ihm mehr als königliche Ehrenbezeugungen und trieb seine

Eitelkeit auf eine Höhe, daß er für den näheren Umgang unerträglich wurde. Von dieser Laune hatte besonders viel zu leiden sein Stubencollege, dem er nun, obschon derselbe weder den Sinai noch den Tempower Berg auf dem Rücken trug, den verächtlichen Namen „Kameel“ beilegte, aus dem einfachen Grunde, weil er keiner Verbindung angehörte. Zum Unglück hatte das Kameel keine Aronszunge und unterlag deshalb regelmäßig in den Wortgefechten, die beide gleich zwei Guerrillasführern mit großer Hartnäckigkeit gegen einander führten. Schweg endlich Neunauge aus Erschöpfung still, so brach der College los und versandte seine Stückfugeln, obwohl langsam, doch mit besonderer Geschicklichkeit. Da behauptete er denn Neunauge zum Troz: die Eintheilung der Welt in Studenten und Philister sei eine ganz willkürliche, sei eben so unbegründet und unstatthaft als die Zerklüftung der Studentenwelt in Burschen und Kameele, in Verbündete und Nicht-Verbündete. Das geheime Verbindungswesen sei überhaupt dem Geist der Zeit entgegen, welcher Deffentlichkeit fordere und immer mehr erringe. Verbindungen gar, wie die seine, die ihre Bravour im Saufen, Huren und Schlagen suchten, brächen den Stab über sich selber; sie seien die fluchwürdigen Vampyre, welche die besten und gesündesten Säfte aus der Blüthe der deutschen Jugend saugten und alljährlich eine Unzahl von Opfern dem Tode überlieferten. Mit tiefem Abscheu wende er sich von diesen moralischen Mördergruben hinweg.

Bei solchen Reden wollte Neunauge aus der Haut fahren, er warf dem Kollegen einen „dummen Jungen“ nach dem andern an den Kopf; der aber lachte ihn aus und erklärte ihm rund heraus, daß er das Duell prinzipiell verwerfe und es für eben so großen Unsinn halte, wie die übrigen Alfsanzereien.

Da schoß Neunauge das Blut in's Gesicht, da wurde ihm ganz schwarz vor den Augen und er schnappte nach Luft. Nachdem er wieder zu sich gekommen, freischte er, freideweis vor Born, die Worte: „Feiger Lump“ hervor, und stürzte zur Thür hinaus.

Von nun an ignorirten sich Beide und sprachen wochenlang kein Wort zu einander. Der Zu-

fall spielte gewöhnlich wieder den Vermittler und bald bewegten sie sich im alten Geleise weiter.

Scenen, wie die oben geschilderte, wiederholten sich von Zeit zu Zeit, dienten aber, statt sie dauernd zu entzweien, vielmehr dazu, sie inniger zu verbinden und einander unentbehrlich zu machen.

Inzwischen rückte Neunauge zur Würde eines Corpsburschen auf und erhielt im Senioren-Convent Sig und Stimme. Hier entfaltete er eine unerhörte Redefertigkeit und warf sich zum eifrigsten Vertheidiger des Duells auf.

An solchen Tagen, wo er den Robespierre auf der Tribüne gespielt, bestellte er seine Füchse auf seine Stube und bewies ihnen in Gegenwart seines Collegen nochmals mit donnernder Beredsamkeit die Nothwendigkeit und Vernünftigkeit des Zweikampfs, und zwar, wie das „Kameel“ ironisch versicherte, zehn Mal besser als Herr von Florencourt.

Als er dies einst drei Tage hinter einander gethan und es am vierten wiederum versuchen wollte, überraschte ihn und seine Zöglinge der Stubencollege mit folgender Rede:

„Neunauge, um Dich mag's der Teufel länger aushalten! Es mangelt mir buchstäblich an Worten, um Alles das auszudrücken, was ich von Dir seither ertragen habe. Wenn Du mich am Tage durch Dein Altweibergewäsche aus tiefen Studien, des Nachts durch Dein thierisches Gebrüll aus tiefem Schlaf aufschrecktest, so schwieg ich, denn ich sagte mir: er ist besoffen, also nicht zurechnungsfähig. Wenn Du Dich so, wie Du von Unten kamst, in beschmutzten Kleidern und Stiefeln in's Bett warfst, mir mit den Sporen beinahe die Augen aushacktest, mit unverdauter Biersuppe meinen philosophischen Collegienheften die Menonitentaufe gabst, die Delflasche umgossdest und am Morgen die Bescheerung mit meinem Schlafrock aufwischtest — so schwieg ich, denn ich sagte mir: er hat's im Rausche gethan.

„Wenn Du mir hinter dem Rücken Brot, Butter, Fleisch, kurz, was ich gerade hatte, mit Deinen saubern Genossen aufzehrtest, meine Bücher umstürztest, meine Collectaneen und Collegienhefte auseinander rissdest, beklertest, Sudel- und Schmutzbücher nanntest, so verzieh' ich Dir, weil Ver-

zeihen menschlich und Beleidigen auch menschlich ist. Aber wenn Du, Do... Ober... Ober-toll...“

Wir eröffnen dem Leser unter der Hand, daß der Stubencollege, der übrigens mit Arthur Mylo die löbliche Eigenschaft theilt: dort, wo man's am wenigsten vermuthet, Plagiate einzuschmuggeln, eigentlich das Platen'sche Obertollhausüberschnappungsnarrenschiff auf Neunauge anwenden wollte, allein über dies eifflüchtige Wort stolperte. Er versuchte es nochmals, und abermals und immer vergebens, über das Wort hinüberzukommen. Ein Stotternder pflegt um keinen Preis ein schweres Wort, in dem er stecken bleibt, um ein leichteres aufzugeben; er erstickt lieber mit dem Worte in dem Halse. Neunauge nannte dem unglücklichen Redner wohl ein Duzend Synonymen, die dieser aber mit Verachtung abwies. Endlich schien es bis zu Krämpfen und Geburtswehen zu kommen, er sperrte das Maul auf, zitterte, würgte, das Gesicht schwohl auf, es war, als wenn die Augen zum Kopfe hinausspringen wollten. Neunauge knöpft ihm die Weste, den Halskragen des Hemdes auf, fächelt ihm mit seiner Schlafmütze Luft zu und hält ihm Etwas zu riechen vor die Nase. Da Alles vergeblich ist und zu befürchten steht, sein Patient möchte den Geist aufgeben, ehe dies erwartete Wort zur Welt gebracht ist, rennt er in einem Anfall von Verzweiflung dem Sterbenden mit dem Kopfe wider den Bauch: und das Wort fliegt so laut aus seinem Munde, daß man es bis unten auf der Straße hören konnte. Das böse Geschick Neunauge's aber fügte es, daß sein College durch den heftigen Stoß zwar vom Erstickungstode befreit, indeß mit solcher Gewalt gegen das Fenster geschleudert wurde, daß es in tausend Stücke zerbrach und ihm Gesicht und Ohren blutig schnitt. In demselben Augenblicke trat der Universitäts-Pedell herein, um Neunauge Schulden halber vor Rektor und Senat zu citiren. Der Pedell, Neunauge's geschworener Feind, weil dieser ihn bei seiner Immatrikulation um das Trinkgeld geprellt, nahm Alles zu Protokoll, reichte es seiner Behörde ein und in acht Tagen war Neunauge wegen „thätlicher Beleidigung eines Commilitonen“ relegirt.

Das Verhältniß der Studirenden zu ihrer nächsten Behörde, zu Rektor und Senat, ist, wie allgemein bekannt, das Verhältniß eines Vaters zum Sohne. Ihre Gerichtsbarkeit gehört zu den eximirten und wird selbst wider ihren Willen noch lange eine solche bleiben, weil ihnen der Weg, die Abschaffung derselben zu beantragen, geradezu abgesperret ist. Die Strafen, welche über sie verhängt werden, sind, in Vergleich mit den im bürgerlichen Leben üblichen, ungewöhnlich streng, und verrathen, wie die ganze Einrichtung der Universitäten, einen starken mittelalterlichen Beigeschmack. Damit soll in keiner Weise geläugnet werden, daß die Studirenden, wie alle Privilegirte, sich vor anderen Ständen mancher Begünstigung erfreuen.

Neunauge war wie vom Blitze gerührt, als er sein Urtheil vernommen. Er fluchte, er lachte und weinte, Alles bunt durch einander. Der Schlag ging ihm zu Herzen; man sah aus seinem ganzen Thun und Handeln, daß die Verzweiflung aus ihm sprach. Und wenn wir seine Lage betrachten, so hatte er vollkommen Grund dazu.

Von Hause hatte er seit zwei Jahren Nichts mehr bekommen: der Vater war gestorben, die Mutter fristete von dem spärlichen Nachlaß zur Noth ihr Leben. Neunauge hatte für sich selbst sorgen müssen und hatte für sich gesorgt, d. h. er hatte die Verbindung dazu vermocht, ihn zu unterstützen, und, wo dies nicht ausreichte, aus dem Beutel splendorischer Fische gelebt. Nun wurde er plötzlich aus dem süßen Nichtsthun, aus der Mitte eines Vereines gerissen, an den ihn Bande der Freundschaft, der Dankbarkeit und Gewohnheit knüpften; zum ersten Male im Leben wurde er auf eigene Füße gestellt, er sollte selbstständig auftreten, selbstständig wirken und handeln. Das zog in trüben Bildern an seiner Seele vorüber und stimmte ihn traurig und wehmüthig. In diesen düstern Gemüthsnebel blickte, wie das Ruge'sche Manifest unter die Heerde der Romantiker, der Gedanke an das großartige Comitai, welches die Verbindung ihm zu Ehren veranstalten werde; er lachte still in sich hinein und rieb sich vergnügt die Hände.

Eine Woche später saß Neunauge allein in einer abgelegenen Dorfschenke, und faute müthig an der harten schwarzen Brotrinde, die er sich für sein letztes Geld gekauft, während 34 seiner Commilitonen, die ihn zu Roß und zu Wagen begleitet hatten, im Carcer lärmten und durch eine Bowle Punsch nach der andern ihren Muth beseuerten.

Nicht gewohnt, am Hungertuche zu nagen, schrieb Neunauge an seine Freunde um Geld. Das erste und zweite Mal erhielt er welches, jedoch seiner Meinung nach kaum genug für den Bedarf eines Tages, das dritte und vierte Mal tröstete man ihn mit Versprechungen, das fünfte Mal erfolgte keine Antwort mehr.

Neunauge war wüthend über die treulosen Freunde, aber das half ihm zu Nichts. Wie gerufen kam ihm daher das Anerbieten, in einer gräflichen Familie eine Hauslehrerstelle anzunehmen; er griff mit beiden Händen zu, und war im Anfange ebenso zufrieden mit seiner Wahl, als die gräfliche Familie mit der ihrigen. Gleichwohl merkte Neunauge gleich nach seinem Antritt, daß er in einer ihm völlig fremden Sphäre lebe. Die feinem gesellschaftlichen Formen waren ihm unbekannt, die Luft, die ihn in diesen aristokratischen Circeln anwehte, war durchaus verschieden von der, welche er bisher geathmet; er fühlte den Boden unter seinen Füßen weichen und suchte vergeblich umher nach Hilfe. Unterdeß traf der Geburtstag der Gräfin, der nach hergebrachter Sitte feierlich begangen wurde. Bald wimmelte von prächtigen Karossen, von goldbetreuten Kuttschern und Lakaien der Hof, von adligen Damen und Herren das Innere des Schlosses. Neunauge, der in seinem neuen Gallaanzuge wie eine Drathpuppe auf seinem Zimmer hin- und her tänzelte und wie ein wandernder Parfümerieladen duftete, blätterte geschwind noch einmal Alberti's Complimentirbuch durch, um ja keine Anstandsregel zu verlegen; dennoch wurde ihm ganz eigen zu Muth, als er seine Böglinge zur Tafel führte und sich rings von seidenrauschenden Gewändern umgeben sah.

(Fortsetzung folgt.)

Petersburger Chronik.

Ende October 1848.

Wenn ein Kollektiv-Wesen von mehr als fünfmalhunderttausend Köpfen, wie Petersburg, damit beschäftigt ist, sich für den ganzen Winter einzurichten, so haben mehr als drei Viertel der Individuen, aus denen es besteht, alle Hände voll zu thun. Zuerst handelt es sich für die große Mehrzahl der Bevölkerung, um das Auffinden der Winterbehausung. In keiner Stadt der Welt wird soviel umgezogen als in Petersburg, wo es nur sehr wenige Menschen giebt, die an ihrer Wohnung nichts auszufehen hätten. Ist diese nicht kalt, so sind die Zimmer zu niedrig, ist sie nicht feucht, so liegt sie zu hoch, hat sie alle diese und Gott weiß wie viel andere Fehler nicht, so mangelt ihr sicherlich die Aussicht; seltener ist sie zu groß oder zu theuer. — Auf das Umziehen im Großen folgt die innere Einrichtung, welche in der Regel, wenigstens für die Wohnungen der eleganten Welt, den ganzen October und November in Anspruch nimmt. Daher kann man in dieser Zeit nicht zehn Schritte auf der Straße machen, ohne Gefahr zu laufen, von irgend einem Prunk-Möbel unangenehm berührt zu werden. Alle Augenblicke sieht man sich auf dem Trottoir von einem Duzend vergoldeter, sammetgepolsterter Lehnstühle umgaukelt, die auf den Köpfen eben so vieler Tischlerburschen schweben; kaum ist man ihnen entronnen, so kommen die noch gefährlicheren Divane auf dem Nacken bärtiger Karyatiden blindlings herangestürzt und dem Ausweichen längs den Mauern der Häuser stellt sich eine Reihe Respekt fordernder Spiegel entgegen, deren Träger verschmaufen. Solch' ein wanderndes Salon-Ameublement brachte kürzlich auf der Newskischen Perspektive ein Paar hübsche Pferde so aus der Fassung, daß sie ihre Kalesche gegen den Pfosten einer Gaslaterne schleuderten, wodurch das Glasgehäuse zertrümmert wurde. Die eigentlichen Urheber des Schadens, die Spiegel, wanderten ruhig dem Orte ihrer Bestimmung zu, die scheuen Rosse aber, wie sich's gebührt, in die Ställe der Löschanstalten. — Sieht man sich das bunte Durcheinander einer belebten Stadtgegend in den

Vormittagsstunden von oben an, so sollte man fast meinen, alle hiesige Meubel-Magazine hätten ihren Inhalt auf die Straße geschüttet, und kann nicht umhin, die Frage aufzuwerfen: wo nur die alten Meubel hinkommen mögen? Geht es ihnen wie den Bögeln, die man lebendig in so großer Zahl sieht und todt gar selten antrifft? Der hiesige Handel mit alten Möbeln steht in gar keinem Verhältnisse zu der Menge der neuen, die jährlich producirt werden. So leicht wie man hier die Wohnung wechselt, verändert man auch sein Mobiliar. Alte ehrwürdige Familienstücke, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben, Lehnstühle, in denen Urgroßväter und Urgroßmütter geschlummert, Tische, an denen man als Kind gespielt, werden hier niemals erwähnt. Die Sucht, modern zu sein, ist nicht allein Schuld hieran, sondern auch der Umstand, daß der bei weitem größte Theil der Möbel nicht für die Dauer gearbeitet ist. Die Kaufleute des Gostinoi-Dwors leisten darin das Unglaubliche, indem sie um einen Spottpreis Waaren liefern, die dem Anscheine nach nichts zu wünschen übrig lassen, oft aber schon am nächsten Tage den abenteuerlichsten Verwandlungen unterworfen sind und spätestens nach einem Jahre nur noch den Werth gemeinen Brennholzes haben. Da sich nun verhältnißmäßig nur Wenige entschließen, oder im Stande sind, für den zehnfachen Preis ihren Möbelbedarf bei bewährten Meistern zu bestellen, so ist das Verschwinden des alten Geräths auch weiter nicht räthselhaft: es zerfällt in sich selbst und wird verbrannt.

Neben der häuslichen Einrichtung hat man nun bereits an die gesellschaftlichen zu denken. Die Abende, an welchen man für seine Freunde zu Hause ist, werden bestimmt und haben in vielen Familien schon begonnen, — die meisten bei Whist-Préférence und Polken. Gesellschaften, in denen man Musik um ihrer selbst willen hört, Salons, wo man sich redend unterhält — und nicht langweilt — werden immer seltener.

Unter den Kunstgenüssen bietet das Theater für diesen Winter die glänzendste Aussicht dar.

Den wahren Verehrern der Tonkunst winken die Abende des Symphonie-Vereins.

Belehrende und belustigende Vorlesungen sind zweifelsohne in hinreichender Menge im Anzuge.

An Lektüre, um mit dem Reste der Zeit fertig zu werden, wird es auch nicht fehlen, wenn gleich die diesjährige Bücher-Zufuhr vielleicht nicht in derselben Progression zugenommen hat wie in den letzten Jahren. Anno 1846 wurden nemlich nicht weniger als 700,000, im vorigen Jahre aber 826,262 Bände vom Auslande nach Petersburg eingeführt. In Rußland erschienen im Laufe des letzten Jahres 835 Bände Originalwerke und 82 Bände Uebersetzungen, zusammen gegen 10,000 Bogen stark, dazu 55 periodische Schriften auf 5,989 Bogen. Und doch hört man nichts häufiger als die Klage: daß es nichts zu lesen gäbe! — — — Wem dieser stattliche Bücherzuwachs nicht genügt, der nehme seine Zuflucht zu den Millionen Bänden, die in den hiesigen Bibliotheken ruhen.

Bei dieser Gelegenheit können wir ein Buch nicht unerwähnt lassen, das nicht nur zu den merkwürdigsten gehört, die Petersburg aufzuweisen hat, sondern auch in seiner Art das einzige in der ganzen Welt sein dürfte, das über eine Million Seiten zählt, dessen Blätter mit Eisenstäben zusammengeheftet sind und dessen Einband das Stockwerk eines großen Hauses ist. Dies Riesebuch nimmt die obere Etage der Uprawa (in der großen Gartenstraße, dem Zuhupowschen Garten gegenüber) ein und ist der sogenannte Adreß-Tisch, der zwar

schon seit fünf Jahren besteht, aber erst jetzt den letzten Grad der Vollendung erreicht hat und noch keinesweges so allgemein bekannt ist, als er es seiner Nützlichkeit und zweckmäßigen Einrichtung wegen verdient.

Sobald Jemand seine Wohnung verändert — und dieser Fall tritt, laut officiellen Angaben, in Petersburg täglich 2000 Mal ein — füllt der Hausbesitzer einen vorschriftsmäßig gedruckten und eingerichteten Schein mit dem Namen und Stande des neuen Miethsmannes aus und schickt ihn auf das Komptoir des Quartal-Offiziers, der ihn ohne Zeitverlust an den Adreßtisch befördert. Hier ist eine kleine Anzahl von Beamten hinreichend, um die einlaufenden Scheine sogleich nach den Ständen und nach den Anfangsbuchstaben des Namens zu klassificiren. Die Zettel, welche alle zu diesem Zwecke auf der linken Seite zwei große runde Löcher haben, werden ganz einfach an bogenförmigen Eisenstäben aufgereiht, die sich in der Mitte öffnen lassen, so daß man augenblicklich beliebige Blätter herausnehmen und neue hinzuthun kann. Lange Reihen solcher Zettelstäbe in schönster Ordnung füllen, im eigentlichen Sinne, mehre geräumige Säle und so bedarf es nur weniger Minuten, um den Aufenthalt des obscursten Petersburger's, der gestern umgezogen, unfehlbar auffindig zu machen.

F e u i l l e t o n .

Berlin. Herr Wrangel hat den Operateur Langenbeck zu sich beschieden und ihm mitgetheilt: er habe in sich noch ein kleines Spizchen der dünnsten Faser eines Gefühls-Nerven verspürt; Langenbeck möchte ihm doch dieses auch noch wegoperiren, damit er vollständig der Windischgrätz Preußens werden könnte.

* * * Herrn Manteuffel, den Vertreter der jungen Freiheits-Saat, hat der Berliner Wig mit einem Wortspiel beehrt: Warum heißt der Mann Manteuffel, er ist ja man Teufel?! —

* * * Die hündischen Loyalitäts-Adressen an das Ministerium Brandenburg und den König,

werden in einem besondern Bändchen erscheinen, unter dem Titel: Beiträge zur tiefsten Entwürdigung der Menschheit. Als würdiges Titelfupfer wird das Portrait des Herrn von Manteuffel beigegeben, wie eben die Seele des Judas Ischarioth in ihn fährt und ihm die Kraft giebt, Verräther an dem Heiland: Volksfreiheit zu werden. Zu Füßen des Herrn von Manteuffel knieet sein Nefte, ein Herr von Larisch, der Verfasser sämmtlicher Loyalitäts-Adressen.

* * * Es gehört wirklich Unnennbares dazu, daß eine Fraction der National-Versammlung, die sich in tiefster Devotion zu Füßen des Königs windet und krümmt und nicht Volksvertreter bildet,

sondern Volksvertreter, in einer Erklärung die Worte braucht: „Auch wir sind unabhängige, freie Söhne des großen Vaterlandes; auch wir streben dessen Freiheit und Wohlfahrt nach Kräften zu fördern.“ — Pfui über diese Lüge! Was wissen diese Menschen von Freiheit! Sich in der Gunst der Mächtigen sonnen, unterthänigst vor Vorgesetzten kniend und dummherrisch die Untergebenen treten, Reichthum, Orden, Titel erlangen, das ist die Aufgabe ihres Lebens und Strebens. Nicht um die Rechte des Volkes zu wahren, haben sie sich zu Deputirten-Stellen gedrängt, sondern nur, um dadurch der Krone näher zu stehen und dieser ihre tiefe Unterwürfigkeit und Dienstbesessenheit zu zeigen. Sklaven aus angeborenem Instinkt und dem ihnen versagten göttlichen Funken der Freiheits-Erhebung, wie namentlich ein Herr Harkort als Brachteremplar sich durch den bodenlosen Unsinn auszeichnet, den er hat drucken lassen, diese Sklaven sollten wenigstens nie die Freiheit entweihen, indem sie dieselbe im Munde führen.

* * Mit wahrhaftem Schmerze schreibe ich nachstehende Zeilen nieder. Es kann in der That nichts Schmerzhafteres geben, als zu sehen, wie ein Talent, das man hochachtet, sich unter die Füße des Absolutismus wirft. Bernhard von Lepel ist eine noble Dichternatur; er ist überall den Gesetzen der Form und des Schönen treu; seine Muse hat manch' herrliches Lied gesungen. Aber Herr von Lepel hätte nie das Gedicht in Nr. 126 der Neuen Preussischen Zeitung in die Welt schicken sollen. Der Dichter muß den alleinigen Werth des Menschen in der freien Erhebung fühlen und singen; er kann das Große und Erhabene feiern, gleichviel, ob es ein Bauer oder ein König ausgeübt hat. Aber der Dichter begeht eine Majestätsbeleidigung gegen sich selbst und seinen Genius, wenn er sich zum Versedrechsler hergiebt, um die Gewalt zu feiern, um zur Unterdrückung, zur Niedertretung eines freien Volkes seine Stimme zu erheben. Von dem erwähnten Gedichte des Herrn Bernhard von Lepel führe ich nur einige Verse an:

Aus Deiner Hand nun setzest Du festen Sinn
Den bittern Kelch, aus welchem Du Zug um Zug
Freiwillig trankst, indes zur Seite
Dir das bewährteste Schwert der Macht stand.

Abgesehen von der poetischen Freiheit, daß der König den bitteren Kelch (wenn es bitter ist, dem Volke sein Recht angedeihen, es nicht länger im Sklaventhume zu lassen!) nicht freiwillig, sondern in Folge der Revolution an die Lippen nahm, hätte der Dichter das Unwürdige nicht in so verblühten Worten sagen sollen. Denn in

Prosa heißt es doch: Du hättest mit der Macht (diese ist aber kein Recht!) die Pressfreiheit, das Versammlungsrecht, die Bürgerbewaffnung wieder vernichten sollen! Nachdem Herr von Lepel nun das Volk und die Schaar der Kämpfer für Freiheit mit einem Schwall von Schimpfworten beworfen, bittet er den König:

— — — rette die Krone Dir,
Ja, Deinem Ahnherrn gleiche, dem Eisenzahn,
Der einst die Stadt voll lauten Aufruhrs,
Diese zerrüttete Stadt gebeugt hat.

Wir sehen, Herr von Lepel ist der Dichter der Camarilla, der Reactionäre. Er hat ihr ganzes neuzeitiges Treiben in Verse gebracht, die wahrscheinlich die Cadetten in Rußland auswendig lernen werden. Schade nur, daß das ganze Gedicht nicht russisch geschrieben ist! Es thut mir um die deutsche Sprache leid. Eins lernte ich noch aus dem letzten Verse: daß es Aufgabe eines Königs, Städte zu beugen; in meiner bürgerlichen Unschuld glaubte ich bis jetzt, ein König müsse, zur Berechtigung seiner Existenz, Städte erheben. — — Am unverzeihlichsten aber ist es, daß der Dichter noch so tief versunken ist in den Wahn der Vorurtheile, daß er von dem Könige sagen kann:

— — soll er fallen, bleibt der Ruhm ihm
Eines erhabenen Unterganges.

Das heißt commentirt: Ein Fürst muß nicht etwa den gerechten Forderungen des Volkes Genüge leisten, nicht etwa die verbrecherische Dummheit vernichten, daß ein Mensch von Geburt aus mehr gelte, als der andere, nicht das Höchste, worin Philosophie und Religion in Eins zusammenschmelzen: die Gleichheit der Menschenliebe zu fördern suchen, und dadurch seine Größe bewahren, sondern seine Aufgabe sei, alle Vorurtheile der Geburt, der Gewalt, allen althergebrachten Sauerteig eigenfinnig mit Bomben und Kartätschen zu vertheidigen, und lieber das ganze Land niederschleßen, als der Vernunft und dem Menschenrechte, welches das allein göttliche ist, nachgeben. Das nennt der Wahn einen erhabenen Untergang! Das Weltgericht der Weltgeschichte nennt dies dagegen: in einem schwachvollen Mordblutbade ertrinken. — — Herr von Wangel und der Hof-Camarilla hat das Gedicht des Herrn von Lepel wahrscheinlich besser gefallen, als alle erhabenen Gesänge Freiligrath's, aber gegen sein Talent hat Herr von Lepel dadurch ein schweres Attentat verübt, und eben weil ich dieses Talent sehr hoch achte, mußte ich diese bitteren Wahrheiten niederschreiben.

* * Herr von Manteuffel, welcher den eigentlichen politischen Gedanken des Ministeriums

Brandenburg ausdrückt, wird von der Nat.-Ztg. folgendermaßen charakterisirt: Herr von Manteuffel, der bekannte Direktor im Ministerium des Innern, der unter Bodelschwingh ernannt ward und der sich unter den drei Ministerien, die so viel gethan haben den Rückschritt zu fördern, den Fortschritt zu hemmen, auf seiner Stelle behauptet hat, der dem Lande zum warnenden Beispiel dienen wird, wohin es führt, wenn man Leute der Bürokratie, der aristokratischen Camarilla, in höhern Verwaltungsposten beläßt, in Zeiten, wo das Volk des bürokratischen und aristokratischen Drucks entledigt werden soll, — dieser Herr von Manteuffel, der auf dem vereinigten Landtag Wortführer der äußersten Rechten war, der Verfasser und Verteidiger des berüchtigten Bescholtenheitsgesetzes, ist dem Lande und der Nationalversammlung als constitutioneller verantwortlicher Minister des Innern und der Polizei vorgestellt worden. Herr von Manteuffel, durch und durch Kriecherei und Feind aller Wahrheit und Freiheit, ist ebenso blutarm an Geist, wie an Wissen und Herzensbildung.

* * Wie tief die Reaktion und Camarilla im Schmutze liegt, zeigt folgendes Inserat des Schand- und Schund-Blattes, der Neuen Preussischen Zeitung, deren Redakteur, Wagener (Eckensteher oder emancipirte Simerfrau?) sich nicht schämt, sich zu nennen: An den Abgeordneten Herrn Doktor Jacobi zu Berlin.

Mauschel was hast Du gethan
In Deinem frechen Wahn;
Die Emancipation hat Dich bethört
Oder Deinen Verstand zerstört,
Sonst hättest Du Jude nicht können sein
Grob und ungeschliffen wie ein —
Nicht zu frech sei mit Deinen Genossen,
Die Zeit des Hepp Hepp ist nicht lange verflossen,
Sie könnte leicht bald wiederkehren
Und des Juden Feigheit wird sie nicht abwehren.
Bleibe Du Jude und Genossen ja bescheiden,
Sonst kommen auf Euch schwere Leiden.
Du Jude bist viel zu wenig,
Um grob zu sein gegen den König;
Auch fürchten wir uns nicht
Dir zu sagen in's Gesicht:
Daß Du bist ein großer Schuft,
Nicht werth der preussischen Luft.
Siehst Du Jude im Lande Gefahr
So hast Du nicht gesprochen wahr;
Sie ist aber da für Deinen Rücken
Wenn wir Bauern Dich erblicken.
Warnow. Tempel. Heide.
G. Keller. F. Wunder. K. Ulrich. Schulze.
Schulzh. Schulze. Im Namen unserer Ge-

meinden. — Daß das Inserat in Berlin oder Potsdam in sehr vornehmem Salon fabricirt ist und die Bauern (nur Kassubische sind noch so roh und gemein) nur vorgeschoben, ist allgemein bekannt.

* * Es ist sonderbar, daß die Verordnung vom 11. Nov., welche die Berliner Bürgerwehr auflöst, mit Gottes Gnaden anfängt und mit dem Teufel schließt. (Die letzte Unterschrift ist v. Manteuffel, einem Teufel aus dem ff.)
(Reichszeitung.)

Bunzlau. Das hiesige Sonntagsblatt hat eine stehende Rubrik: Fortlaufende Geschichte unserer Zeit. — In der Schand-Epoche eines Windischgrätz und Wrangel, möchte wirklich die Geschichte vor Schaam fortlaufen, weil sie mehr Ehrgefühl hat, als die despotische Canaillilla oder Camarilla, welche die Geschichte macht, und die hündische Volksmasse, welche sich Ketten und Fußtritte gefallen läßt.

Chili. Nach den Berichten aus Chili sind dort in sechszehn Monaten hundertvierzig Erderschütterungen wahrgenommen worden. Also in der Unterwelt auch Randal! Nicht einmal unter der Erde soll man jetzt Ruhe finden? (Wes.Z.)

Constantinopel. Die Cholera hat in mehreren Provinzen der Türkei in diesem Sommer fürchterliche Verheerungen angerichtet. In manchen Gegenden sind ganze Dörfer ausgestorben. In Tokat, wo die Seuche den August hindurch herrschte, starben von 26,000 Einwohnern, von denen natürlich ein großer Theil geflüchtet war, an 4000. In Diarbekir war fast die Hälfte der Bevölkerung ausgewandert, doch starben täglich gegen 170. In Damaskus raffte die Seuche im August und September gleichfalls Viele hinweg; von dem dort liegenden Militär starben allein 728 Mann. Und nach dem Aufhören der Cholera zeigte sich ein sehr verderblicher Typhus. In Rodosto, wo die Seuche schon im Frühjahr einige Wochen herrschte, brach sie kürzlich von Neuem sehr heftig aus. Täglich sterben dort 30 bis 40. Eine aus sechs Personen bestehende armenische Familie starb in einer Nacht ganz aus.

Frankfurt a. M. Caffite, welcher so viel dazu beigetragen, den Julikönig Louis Philipp auf den Thron zu setzen, bat später in öffentlicher Sitzung Gott und die Menschen um Verzeihung, daß er dazu die Hand geboten. Ehrliche Leute gestehen, wenn sie enttäuscht sind, ihre Fehler ein. Etwas Aehnliches hat sich jetzt zwischen Herrn Eisenmann und dem Unterstaatssecretär, Herrn Basser mann, ereignet. Auf den Angriff, welchen Letzterer in der Sitzung vom 3. November

gegen Erstern richtet, hat Eisenmann folgende Abbitte veröffentlicht: „Der Herr Unterstaatssecretär Bassermann hat sich in der Sitzung vom 3. Nov. über meine lebhafteste Phantasie und über meine Leichtgläubigkeit in Bezug auf Zeitungsartikel lustig gemacht. Hr. Bassermann hat das Recht zu solchen Vorwürfen, denn Niemand weiß so gut wie er, wie weit meine Leichtgläubigkeit geht. Ich habe nemlich früher Zeitungsartikel geglaubt, welche Hrn. Bassermann als entschiedenen Freiheitskämpfer schilderten; in Folge dessen habe ich ihn dem bairischen Wahlbezirk Stadtprozelten als Candidaten empfohlen, und nur auf diese Empfehlung hin, wurde er in die deutsche Reichsversammlung gewählt, in welcher er außerdem keinen Platz gefunden hätte. Demnach weiß Herr Bassermann am besten, daß ich mich durch Zeitungsartikel habe täuschen lassen. Ich muß daher auch die verehrlichen Wähler des Bezirks Stadtprozelten um Verzeihung bitten, daß ich ihnen einen Mann als Parlamentskandidaten empfohlen, den ich nur aus Zeitungsartikeln gekannt. Ich murre deswegen auch nicht über die Zurechtweisung des Herrn Bassermann, denn ich habe eine Strafe verdient, und die verehrlichen Wähler werden mir die Versicherung glauben, daß ich mir selbst schon sehr strenge Vorwürfe gemacht habe.“

Eisenmann.

Freiburg. Als die heftigen und nassauischen Truppen in den Ostertagen dieses Jahres Freiburg im Breisgau mit stürmender Hand nahmen, und die Republikaner, die sich dort festsetzen wollten, verjagten, wurden sie auch von mehreren Bürgerfamilien Freiburgs bekämpft; unter Andern feuerten zwei junge bildschöne Mädchen von einem Balcon herab mehre Pistolenschüsse auf die andringenden Nassauer ab. Ein Nassauer bleibt stehen, zielt bedächtig eine Weile auf die schöne Amazone, dann nimmt er plötzlich das Gewehr wieder von der Bucke und sagt freundlich: „Nein, sie ist doch zu hübsch, ich kann sie nicht niederschließen!“

Köln. Mit der Vöcklemunder Kirmes hört für dieses Jahr der Cyclus dieser Feste im Landkreise auf. Wie alles in der Welt zuletzt ausartet, so auch die Kirmes-, eigentlich Kirchweihfeste. Von unsern Vorfahren eingeführt, um alljährlich im Gotteshause den Weiherag desselben zu feiern, bei welcher Gelegenheit der katholische Kultus all' seine Pracht zu entfalten und durch Ausschmücken der Kirchen zu verherrlichen suchte, sind es jetzt nur noch jährlich wiederkehrende Fests- und Sauffeste. Statt einem Gotte, wird jetzt mehren zugleich geopfert, Bacchus jedoch ist der Bevorzugtere. In ihrer Dauer gleichen die Kirmessen zwar den altrömischen Saturnalien, welchen

aber im edelsten Bestandtheile wesentlich von diesen ab. Bei den alten Römern hörte jeder Unterschied der Stände auf, alle überließen sich der Freude und Fröhlichkeit, die Diener und Sklaven wurden sogar von ihren Herren bedient; wie ganz anders aber ist dies bei den Kirmessen. Bei keiner Gelegenheit tritt hier auf dem Lande eine schroffere Trennung der Stände ein, als gerade an den Kirmestagen. In jedem noch so kleinen Orte sind wenigstens drei Tanzsäle; in dem einen tanzen die Eigenthümer und Pächter von Bauernhöfen (Häfen), in dem andern zweiten Ranges die kleineren Grundbesitzer und Parzellenpächter und in dem dritten die Knechte und Mägde, bei denen der meiste Frohsinn herrscht. In den Häusern wird während der drei Tage gesotten und gebraten; selbst der Aermste will seinen Gaumen mit Leckerbissen laben, sollte er auch hernach ein halbes Jahr dafür darben. So wie aber jedes Uebel gewöhnlich auch eine gute Seite hat, so haben es auch die Kirmessen wiederum. Wie bei den Juden, wenn diese Ostern feiern, aus allen Winkeln und Ecken der Schmutz gekehrt wird, so sucht auch, wenn Kirmes ist, jeder Bewohner sein Haus zu reinigen und zu weißen, und den im Lauf des Jahres aufgehäuften Schmutz zu beseitigen.

London. Aus A statistical View of the principal Libraries of Europe and America (London, 1848), von Edwards, erfleht man, daß die Anzahl der öffentlichen Bibliotheken in Europa, die mehr als 10,000 Bände enthalten, 383 beträgt, wovon sich 107 in Frankreich, 41 in der österreichischen Monarchie, 30 in Preußen, 28 in Großbritannien mit Irland und Malta, 17 in Spanien, 15 im Kirchenstaate, 14 in Belgien, 13 in der Schweiz, 12 in Rußland, 11 in Baiern, 9 in Toscana, 9 in den sardinischen Staaten, 8 in Schweden, 7 in Neapel und Sicilien, 7 in Portugal, 5 in Holland, 5 in Dänemark, 5 in Sachsen, 4 in Baden, 4 im Großherzogthum Hessen, 3 in Württemberg und 3 im Königreich Hannover befinden; die übrigen 26 sind meistens auf die kleinen deutschen Staaten vertheilt. — An der Spitze der europäischen Büchersammlungen steht die National-Bibliothek in Paris, die 900,000 gedruckte Bände nebst 80,000 Manuscripten und mehren hunderttausend Flugschriften enthält. Dann folgen München, Berlin, St. Petersburg, Kopenhagen und London. Die ältesten öffentlichen Bibliotheken sind die in Wien (1440), Venedig — die sogenannte St. Markus-Bibliothek (1468), Frankfurt (1484), Hamburg (1529), Straßburg (1531), Augsburg (1537), Bern (1551), Genf (1551) und Basel (1564). Die Pariser Bibliothek wurde erst im Jahre 1595 gegründet und ist nur

seit 1737 dem Publikum geöffnet. Sie besaß im Jahre 1790 nicht mehr als 200,000 Bände; die Revolution gab ihr 400,000. Was die den Bibliotheken ausgesetzten Summen anlangt, so bezieht die des British Museum in London jährlich 26,552 Pfd. Sterl. oder über 180,000 Thlr., die Bibliothèque Nationale 110,000 Thlr., die anderen Bibliotheken in Paris 160,000 Thlr., die Brüsseler 18,000 Thlr., die Münchener 14,000 Thlr., die Wiener 13,000 Thlr., die Berliner gegen 9000 Thlr., die Kopenhagener 8000 Thlr., die Dresdener 3000 Thlr. Diesen Büchersammlungen muß man noch die Universitäts-Bibliotheken hinzufügen, wovon die in Turin und in Cambridge die ältesten sind, indem erstere aus dem Jahre 1436, letztere aus dem Jahre 1484 herührt. Die ansehnlichsten sind aber die in Göttingen (360,000 Bände), in Breslau (250,000 Bände), in Orford (218,000 Bände), in Tübingen (200,000 Bände) und in München (200,000 Bände). Die Orforder Bibliothek hat ein Einkommen von 27,000 Thlrn., die Tübinger von 5000 Thlrn., die Göttinger von 4500 Thlrn., und die Breslauer von 2700 Thlrn. Die Totalsumme sämtlicher in den europäischen, mehr als 10,000 Bände zählenden Bibliotheken befindlichen Bücher wird annähernd auf 20,012,735 Bände geschätzt. — Die bedeutendste Bibliothek von Nord-Amerika ist in Philadelphia, welche 55,000 Bände aufzuweisen hat. Ihr zunächst kommen die Bibliotheken in Boston (35,000 Bände), New-York (30,000 Bände), Washington 28,000 Bände) und Georgetown (25,000). Von den Universitäts-Bibliotheken ist die von Harvard im Staate Massachusetts am reichlichsten ausgestattet; sie zählt 68,500 Bände. Das Städtchen Geneva (Genf) im Staate New-York, welches eine Bevölkerung von nur 3600 Seelen hat, besitzt eine öffentliche Bibliothek von 5400 Bänden — dasselbe Verhältniß, das bei seinem Namensvetter in Europa stattfindet.

Magdeburg. Daß auch die erbärmlichste, jammer- und schandvollste hündisch servile Gesinnung sich in Weiberherzen einfrassen könne, beweisen nachstehende Inserate der hiesigen Zeitung:

1) Ihr Frauen und Jungfrauen, die ihr eure Männer, Söhne und Brüder zum Aufruhr gegen euren König und sein Recht anfeuert, wie könnt ihr Euch vermaßen, Euch deutsche Frauen, deutsche Jungfrauen zu nennen? Deutschlands weibliches Geschlecht war von jeher bekannt und geehrt als tief fühlend für das Recht, als sanft und friedliebend. Und ihr wollt eure Männer und Brüder zur Revolution, zum Kampf gegen Ordnung und Gesetz bestimmen? Unterschreibt euch nicht als Magdeburgs Frauen, es giebt in Magdeburg noch

viele Herzen, die wahre Liebe für ihren König und für ihr Vaterland in einem echt weiblichen, deutschen Herzen bewahren. Eine Jungfrau (?). (Wahrscheinlich eine pensionirte Geheimraths-Tochter.)

2) Mit tiefem Schmerze und gerechtem Unwillen haben wir in der gestrigen Zeitung gelesen, wie einige der Frauen und Jungfrauen hiesiger Stadt so sehr die echte Weiblichkeit und jenes den Frauen angeborene Gefühl für Recht, Ordnung und Pflichttreue vergessen konnten, daß sie öffentlich ihre Zustimmung zu dem geschloßenen Treiben der Nationalversammlung geben konnten und ihre Angehörigen zur Verletzung ihrer Pflicht und zum Brechen des unserm guten, edlen Könige geschworenen Eides anzufeuern. Aber zum Glück sind es nur wenige unseres Geschlechtes, die solcher Gesinnungen fähig sind, nur wenige, die kein Gefühl für Treue und für das wahrhaft Große und Edle haben; ja, die ganze Mehrzahl der Frauen wird sich mit Abscheu von Denen wenden, die mit leichtem Herzen einen heiligen Eid brechen können. Eine Jungfrau Magdeburgs. (Wahrscheinlich Veteranin aus Tilly's Zeiten.)

Neinstedt. Vor 600 Jahren (1248) eröffnete Ludwig der Heilige von Frankreich den sechsten Kreuzzug; — 1848 wird der siebente, nicht um des Glaubens willen, sondern um die errungene Freiheit zu behaupten, unternommen werden müssen. Die Pilger des Glaubens trugen das Kreuz auf dem Rücken, die Kämpfer für Freiheit und Recht tragen's auf der Brust. — Also vorwärts; keine Adressen mehr, sie fruchten nicht. Jede Provinz sende nur 50,000 Mann mit und auch ohne Waffen; jeder Bürgermeister, Ortsvorsteher organisire die nöthige Mannschaft in seiner Gemeinde, — von den Kreis-Landräthen ist wenig zu hoffen, — und jeder Ort übernehme die Verpflegungskosten auf vier Wochen. Proviant kann auf Wagen den Mannschaften nachgeschickt werden. Mußten wir nicht in Kriegzeiten den Feind Jahre lang füttern, und alle Drangsale leiden? — So vermehre sich der große Zug von Ort zu Ort gleich einer Lawine, bis er vor Berlin, dem gelobten Lande, Halt macht. — Da wird sich's zeigen, ob die Kanonen uns, die Väter und Brüder, zerschmettern, ob die Bajonnette unserer Söhne, Freunde, uns durchstechen werden. Dem Könige nebst der selbstsüchtigen Hospartei wird dann klar werden, wie's im Lande steht, was ein Volk vermag; und es wird diese große Deputation eine Audienz vor ganz Deutschland finden, wenn Einzelnen diese von der Krone und ihren Räten versagt wurde. Sie wird Gerechtigkeit vom Könige fordern,

und Er wird sie geben müssen. Der gordische Knoten wird dann gelöst sein. Hoch dem freien Berlin, das es verdient, frei zu sein, weil es sich selbst überwunden. C. Behrends.

Olmütz. Kaiser Ferdinand I. bekommt, wenn bei ihm Deputationen vorgelassen werden, vorher einen Zettel in die Tasche gesteckt, den er, wenn der Augenblick der Antwort gekommen, hervorzieht und liest. Unlängst kam eine stattliche Deputation mit einer Loyalitäts-Adresse aus Böhmen und legte die Gefühle tiefster Ergebenheit zu Seiner Majestät Füßen nieder. Der Kaiser las ihnen als Antwort vor: Ich habe alle Vollmachten in die Hände Meines Feldmarschalls niedergelegt, der mit den strengsten Maßregeln gegen die rebellische Partei vorschreiten und nöthigenfalls bombardiren wird. — Man kann sich die erschrockenen Gesichter der loyalen Tyroler Hanseln vorstellen; — bis der Adjutant des Kaisers herbeisprang und ihm einen andern Zettel aus der Rocktasche zog, der für die Tyroler bestimmt war. Der erste hatte eine Antwort auf eine Wiener Abordnung sein sollen, die jedoch nicht gekommen, und war unglücklicher Weise vom Kammerdiener in der kaiserlichen Tasche gelassen worden.

Rom. Pius IX. ein großer Kenner und Verehrer klassischer Kirchenmusik, beabsichtigt, den sogenannten Gregorianischen Kirchengesang wieder herzustellen. Es ist deshalb dem Signor Alessandro Monaldi mittels besonderer Breve's gestattet worden, die seit fast hundert Jahren nicht aufgelegten, für Geld noch kaum zu habenden und durch langen Gebrauch unvollständig gewordenen Chorliturgieen „Patrono et auspice Pio IX“ zum Gebrauche der gesammten katholischen Geistlichkeit neu herauszugeben. — Einem Schüler Baini's, dem Abbate Manni vom Sixtinischen Sängerkor, ist die Bearbeitung der alten römischen und venezianischen Ausgabe des betreffenden Materials übertragen worden; eine schwierige Aufgabe, da dasselbe fast überall durch handschriftliche Einschübe verunstaltet ist. Das neue Werk wird außer einer nach gedruckten und handschriftlichen Quellen angestellten sorgfältigen Prüfung auch die Offizien und Messen in den Kompositionen der ersten Meister der Sixtinischen Kapelle darbieten.

Wien. 240 standrechtliche Morde haben bis zum 10. November stattgefunden. Wie Nikolaus in Warschau wüthen ließ, eben so geht Windischgrätz in Wien vor: die öffentliche Meinung wird nicht aufgeklärt, sie nährt sich von dunklen, oft lügenhaften Gerüchten, und zu öfteren Malen taucht an öffentlichen Orten der laut, ohne Furcht vor den Bajonetten ausgesprochene Gedanke auf: der Terrorismus des Böbels ist bei

weitem nicht so schrecklich, als jener der Legitimität. Jener forderte im fanatischen Taumel ein Opfer und schonte der übrigen Gefangenen, dieser kleidet seine Henker in das Gewand der Geseßlichkeit und rafft Tausende dahin. Die eben angeführte Meinung wurde in Daum's Kaffeehause, am hellen Tage in Gegenwart mehrerer Offiziere ausgesprochen. — — Das dumm-brüskte Benehmen einzelner Offiziere und Soldaten in Gast- und Kaffeehäusern trägt nicht dazu bei, auf die gedrückte Stimmung der Wiener vermittelnd, verführend einzuwirken. Zwei Offiziere führten im Kaffeehause bei Moteles am Josephstädter Glacis folgendes Gespräch so laut, daß es die Umstehenden hören mußten. A. Der erste Student, der mir begegnet, muß seine Hose ausziehen, denn die meinige habe ich im Einmarsche zerrissen. B. Wirßt doch nicht Hosen von solchen anziehen, die gehören ja alle dem Galgen! In Daum's Kaffeehause stand ein junger Mann, der eine Kommodkappe der Nationalgarde hatte, und sprach mit mehreren Freunden. Plötzlich tritt ein Offizier dicht an ihn heran, mustert ihn ein Paar Sekunden mit starren Blicken, reißt ihm dann die Kappe vom Kopfe und schleudert sie hinter ein Billard. Der junge Mann mußte schweigen. Als sich der Offizier entfernte, bildeten die Anwesenden ein Spalier bis zur Thüre und zogen ihre Hüte tief ab, in ein schallendes Gelächter ausbrechend. In's Gasthaus zur Stadt Wien tritt ein Soldat, steht alle Plätze besetzt, geht zum Ersten Besten, stößt ihn vom Stuhle und setzt sich ruhig auf den nunmehr leer gewordenen Platz. Am Kohlmarkt vor dem Laden des Konditors Dehne streift ein Bürger im Gedränge an einen vorübergehenden Offizier; dieser packt ihn bei der Brust und will ihn ohrfeigen, weil er es wagte, an ihn anzustoßen. Der erbitterte Bürger jedoch ließ sich nicht abschrecken und erwiderte Gleiches mit Gleichem. Zum Glück blieb es bei gegenseitigen Drohungen. Die Betteleien der Kroaten auf offener Straße dauern noch immer fort. Zwei Damen betrachteten einen vorüberreitenden Ublanen. Ein Stabsoffizier tritt zu ihnen und spricht höhrend: „Nun, Kinder, ist das nicht auch ein hübscher Student?“ Geistreich entgegnet die jüngere der Frauen: „Hübsch ist er, aber die früheren waren uns doch lieber.“ Als in der Stadt am 3. November der allgemeine Studenten- und Mobilgardensfang war, brachten die Soldaten einen Trupp solcher Unglücklichen über den Stephansplatz. Unter den Neugierigen befand sich auch ein junger Mann, dem Aussehen nach ein Student, und betrachtete die Vorüberziehenden. Plötzlich faßt ihn ein Soldat am Nacken und schleudert ihn in den Kreis der Gefangenen. Als der so von ungefähr zum Ne-

bellens Gestempelte auf der entgegengesetzten Seite ent schlüpfen will, spaltet ihm der Offizier den Schädel, und die Soldaten geben ihm mit den Bajonetten den Garauß. Ein Schauspieler, der mit seiner Gattin durch's Burgthor ging, wurde von einem Offizier am Knebelbarte gezupft mit den Worten: „Nun, Student!, wo ist denn die Uniform?“ Von den abgelieferten Waffen werden die Zettel, worauf die Namen der Eigenthümer stehen, in Gegenwart der Ueberbringer abgerissen, Degen und Säbel, die einem oder dem anderen der anwesenden Militärs zu Gesichte stehen, mit fortgenommen und sofort umgeschmalt. — Uebermüthig gebehret sich die dominirende Soldateska gegen den friedliebenden Bürger, der das Militär im ersten Momente als seinen Erretter aus den Klauen der Schlokraten begrüßte, nun aber seufzend sich gestehen muß: er habe sich getäuscht. Nur die Post-, Mauth- und Stadthauptmannschaftsbeamten, überhaupt die ganze niedere Bürokratie mit ihrem Anhang bis zum Kanzleidienere und Municipalgardisten herab jubeln und sind abermals grob und roh, wie vorwärtsliches Bohnenstroh. Aus ihrer Mitte hat sich auch das wieder florirende Denunziantenwesen herangebildet; sie bringen ihre seit Monaten gesammelten Notizen zu guten Preisen an den Mann. Mit wenig Worten: alle verderblichen Kadaver des Absolutismus, als da sind: Censur, Spionerie, Nepotismus, Kastengeist u. a., springen auf aus ihren Gräbern und stellen sich der Militärherrschaft zur Verfügung; die Genien der politischen Mäßigung, der Vermittelung, der Versöhnung, der Amnestie und der Duldung politischer Gegenansichten gingen zu Grabe und hoffen auf eine fernere bessere Zeit. Wohlgedrehte Journale, wie die Geißel, die Presse, der österreichische Kurier u. s. f., dürfen wieder erscheinen, jedoch ist jeder dieser Redaktionen eine Note mit der Drohung zugewittelt worden: ein einziger dem Militärkommando mißliebiger Artikel werde die Einziehung der Bewilligung für immer zur Folge haben. — In Mailand herrscht die vollkommenste Ruhe; nach 8 Uhr Abends darf sich bei Strafe standrechtlicher Behandlung Niemand auf der Straße blicken lassen. — Diese Notiz stand vor Kurzem mit großen breiten Lettern in der Wiener Zeitung; mit wenigen Modalitäten gilt dasselbe auch von Wien. Nach 7 Uhr Abends ist in den Straßen der innern Stadt Niemand mehr zu sehen als Offiziere. Greise, die sich des Einmarsches der Franzosen im Jahre 1809 erinnern, sprechen seufzend: Damals kam ein Feind, und es war ein anderes Leben! — (K. v. u. f. D.)

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.

* * Was zieht dort zur Brigittenau?
Was zieht dort zur Brigittenau
Im blut'gen Morgenroth?
Das sind die kroat'schen Jäger,
Sie führen den Fahnenträger
Der Freiheit hin zum Tod.
Sie haben ihn gefangen
Trog Recht und Reichsgesetz;
Es hat ihm das Urtheil gesprochen,
Es hat ihm den Stab gebrochen
Der Mörder Windischgrätz!
Zum Richtplatz sie ihn führen,
Ihn schreckt nicht Tod noch Grab!
Doch als er denket der Lieben,
Die ihm daheim sind geblieben,
Rollt still eine Thräne herab.
„Die Thräne für Weib und Kinder
Entehret keinen Mann!
Lebet wohl! Jetzt gilt es zu sterben,
Für die Freiheit Herzen zu werben!
Ihr Jäger wohlauf! schlagt an!“
Er schlingt sich selbst die Binde
Wohl um der Augen Licht:
„O Deutschland, für das ich gestritten,
Für das ich im Leben gelitten,
Verlaß die Freiheit nicht!“ —
Es krachen die Gewehre,
Im Blute liegt der Held,
Es haben die Büchsen der Jäger
Der Freiheit Fahnenträger,
Den Robert Blum gefällt.
Der Fä hndrich ist erschlagen,
Es fiel der Robert Blum.
Auf, Brüder! die Fahne zu retten,
Die Freiheit aus Banden und Ketten,
Zu Deutschlands Eigenthum!

Ad. Stahr.

* * Als Sternau, ein junger Mann, welcher sich durch nichts Anderes hervorgethan, als daß er das Commando einer Abtheilung der Mobilgarde anführte, zum Tode verurtheilt war, warf sich dessen junge Gattin, in Thränen gebadet, zu den Füßen der das Kriegsgericht bildenden Offiziere. — Vergebens. An demselben Abend wurde ihr junger Gatte im Stadtgraben vor dem Fischerthore um halb 7 Uhr dem Tode in's Angesicht gestellt. Da es zu finster war, mußte man dem zu erschießenden Unglücklichen mit einer Laterne in's Gesicht leuchten. Der Grenadier trat ganz nahe vor ihn hin, um seine Schuldigkeit zu thun. — — Aber der Kaiser und Windischgrätz beten täglich zu Gott! —

J. Casler.